



PAUL HOCKENOS, geb. 1963, ist Global Editor der *IP* und Autor von „Joschka Fischer and the Berlin Republic: An Alternative History of Postwar Germany“ (2007).

Das Gestern im Heute

Wer den Balkan verstehen will, muss seine Vergangenheit kennen: Neues zur Geschichte Südosteuropas

Paul Hockenos und Jenni Winterhagen | **Die jungen Staaten auf dem Balkan haben es nicht leicht mit ihrer Geschichte. Der Weg zu einem distanzierten Umgang mit der nationalen Geschichte ist weit – kein unbekanntes Phänomen in Westeuropa. Drei Neuerscheinungen von Wissenschaftlern aus Ost und West zeigen, wie viel die Vergangenheit für die Gegenwart bedeutet.**

Durch die Diskussion über das Kosovo steht Serbien derzeit wieder im Fokus der internationalen Aufmerksamkeit. Passend dazu ist ein neues Buch erschienen, in dem die serbische Nationsbildung nachgezeichnet wird. Holm Sundhaussen, emeritierter Professor für südosteuropäische Geschichte an der Freien Universität Berlin, führt zunächst in die für das kollektive Gedächtnis entscheidenden Ereignisse ein.

Damit kratzt er – wie könnte es anders sein – an den serbischen Nationalmythen. So ist der Ausgang der berühmten Schlacht auf dem Amselfeld nicht bekannt; viel entscheidender war eine spätere Schlacht am selben Ort. Das Osmanische Reich bedeutete aus Sicht der serbischen Bauern zunächst keine Fremdherrschaft, wie es die verbreitete Lesart will, son-

dern steuerliche Erleichterungen. Und die berüchtigten Hajducken waren keine nationalen Befreier, sondern antimoderne Sozialrebell. Allein diese 30 Seiten sind eine lohnende Lektüre.

Sundhaussen erzählt vor allem Sozial- und Kulturgeschichte. Überzeugend erklärt er die Entwicklungsblokkade Serbiens im 19. Jahrhundert. Erstens versäumte die Regierung notwendige Reformen. Sie vernachlässigte die Elementarbildung zugunsten der Elitenförderung und konservierte überholte Strukturen wie die kleinbäuerliche Landwirtschaft und die Zunftordnung. Zweitens traf das vorkapitalistische Bedarfsdeckungsprinzip in Serbien auf eine stark patriarchal geprägte Gesellschaftsordnung. Dieser Bund hielt „die ‚Selbstaussbeutung‘ der Männer auf einem ange-



JENNI WINTERHAGEN, geb. 1979, promoviert an der Bremen International Graduate School of Social Sciences.

nehm niedrigen Niveau“. Der Erste Weltkrieg setzte dem zaghaften industriellen Aufschwung ein Ende.

Sundhaussen führt souverän durch das erste, zweite und dritte Jugoslawien, dessen gewaltsamer Zerfall nun im Mittelpunkt jeder Geschichte Serbiens stehen muss. Den Zerfall erklärt Sundhaussen mit der Krise des Sozialismus, die vor allem eine ökonomische war. In einem multinationalen Staat mit regionalem Wohlstandsgefälle trug diese Krise entscheidend dazu bei, dass die Verteilungskämpfe zwischen den nationalen Eliten sich zuspitzten. In der Wirtschaftspolitik war zwischen den Alternativen „zurück zum Staat“ und „hin zur Marktwirtschaft“ kein Kompromiss mehr möglich. Ein friedliches Auseinandergehen verhinderten die Maximalforderungen kroatischer wie serbischer Politiker. Die Signale der internationalen Gemeinschaft, Jugoslawien erhalten zu wollen, trugen wenig zu einer Verhandlungslösung bei. Die spätere Gewalt entstand nicht aus einem Stadt-Land-Konflikt, sondern aus dem inneren Zwist der Städte heraus und war Produkt bewusst gesteuerter Politik.

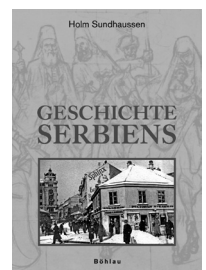
Die Analyse ist nicht neu, aber zutreffend. Doch interessanter ist die kulturgeschichtliche Analyse der serbischen Entwicklung vor dem Krieg. Diese beschreibt Sundhaussen als „epistemologische Katastrophe“ und als Weg in die Selbstisolation. Die Elite erklärte die allgemeine Krise mit dem Diskurs von Serbien als dem ewigen Opfer. Den Anfang machten Vertreter der Orthodoxen Kirche und Schriftsteller, die von einer „Bedrohung der Serben“ sprachen. Ihr folgten Politiker, Intellektuelle, Journalisten, und zuletzt „er-

eignete sich das Volk“. Die serbische Selbstviktimsierung ging dabei der kroatischen voraus.

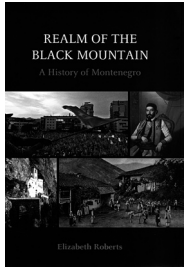
Dem „Verrat der Intellektuellen“ widmet Sundhaussen viel Aufmerksamkeit, und die Auseinandersetzung mit serbischen Kollegen kann man zwischen den Zeilen mitlesen – wenn man will. Die persönliche Note drängt sich nicht auf, drückt sich in leichtem Sarkasmus und meist wohlthuend klarer Positionierung aus. Geschickt streut der Autor Zitate in die Erzählung ein. Und in der Tat, die Kosovo-Rhetorik muss man im Original gelesen haben: „Kosovo, eine Gruft, die Gruft, in der alles begraben ist. Die Auferstehung geht durch die Gruft hindurch, denn es gibt keine Auferstehung ohne Tod.“ Hier wird klar, was „Poetisierung“ der politischen Rede, der „Jargon der Eigentlichkeit“ in der serbischen Politik bedeutet.

Sundhaussen schreibt keine Geschichte „großer Männer“. Den Eliten aber misst er eine entscheidende Bedeutung zu. Die Geschichte Serbiens hätte glücklicher verlaufen können, hätte sich die Elite nur mehr der inneren Konsolidierung und nicht der Expansion verschrieben. Dahinter steht letztendlich eine Idee, die Idee Großserbiens. Diese über zwei Jahrhunderte hinweg zu verfolgen, ist eines der Verdienste des Buches. Konsequenterweise folgt ein Plädoyer für „Kleinserbien“. Mit dem Verlust Montenegros und des Kosovo ist Kleinserbien Realität. Bleibt zu hoffen, dass diese (an-)erkannt wird. Dem Buch ist vor allem eines zu wünschen: eine Übersetzung ins Serbokroatische.

Pünktlich zur montenegrinischen Unabhängigkeit ist eine Geschichte des winzigen Adria-Staats erschienen.



Holm Sundhaussen:
Geschichte Serbiens:
19.–21. Jahrhundert.
Wien: Böhlau 2007,
514 Seiten, 59,00 €



Elizabeth Roberts: *Realm of the Black Mountain. A History of Montenegro.* Ithaca, NY: Cornell University Press 2007, 556 Seiten, 37,50 \$

Die Australierin Elizabeth Roberts erzählt in „*Realm of the Black Mountain*“ Nationalgeschichte im „traditionellen“ Sinne: Sie beginnt mit der Eisenzeit, beschreibt die staatliche Tradition der „Montenegriner“ im Mittelalter und die geringe Macht des Osmanischen Reiches in dem Gebiet, das auf dem Berliner Kongress 1878 als unabhängig anerkannt wurde. Mit dem Verlust der Staatlichkeit nach dem Ersten Weltkrieg beginnt die „jugoslawische“ Phase, die bis zur Unabhängigkeit 2006 andauerte.

Roberts leistet eine Zusammenfassung des internationalen Forschungsstands. Für den Laien stellenweise zu ausführlich, bietet das Buch dem Experten wenig Neues, eignet sich mit umfassendem Index und Bibliografie jedoch hervorragend als Nachschlagewerk. Unverständlich ist allerdings, warum Roberts einige dunkle Flecken der montenegrinischen Geschichte vergisst. Im ersten Balkan-Krieg etwa verdoppelte nicht nur Serbien sein Gebiet, auch Montenegro vergrößerte sich erheblich. Mit der Kehrseite, dass die Integration der unterschiedlichen Bevölkerungsteile zunehmend schwierig wurde. Die Zwangstaufen im neuen Montenegro und die Massenauswanderung von Muslimen erwähnt Roberts nicht. Ebenso wenig wie die Menschenrechtsverletzungen in den neunziger Jahren: 1992 wurden bosnische Flüchtlinge in serbische Lager abgeschoben und dort ermordet. Im Grenzgebiet zu Bosnien und Serbien kam es wiederholt zu Übergriffen auf muslimische Dörfer von serbischen paramilitärischen Einheiten. Um darüber mehr zu erfahren, lohnt es sich, ergänzend dazu weitere Darstellungen

wie etwa Serbo Rastoders „*Twentieth Century Montenegro*“ zu lesen.

Eine Ausstellung und Konferenz, die nicht stattfanden, sollte der Sammelband „*Batak als bulgarischer Erinnerungsort*“ begleiten. Für den Sommer 2007 in Sofia geplant, wurde die Ausstellung von den Behörden abge sagt. Die Boulevardpresse bezeichnete das Projekt als „Holocaustleugnung“, der bulgarische Präsident Georgi Parvanov sprach von einer „Provokation der Nationalgeschichte“. Die Berliner Organisatoren, die Historiker Martina Baleva und Ulf Brunnbauer, erhielten Morddrohungen.

Wie kam es zu der Aufregung? Das Historikerteam stellte sich die Frage, wie ein historisches Ereignis die bulgarische Identität und die Beziehungen zur muslimischen Minderheit geprägt hat. Im Zentrum steht ein Massaker im westbulgarischen Dorf Batak, genauer: die Mythen in Kunst und Wissenschaft um den Erinnerungsort. Gesichert ist nur, dass im Jahr 1876 die christliche Bevölkerung gegen die osmanische Obrigkeit rebellierte – vielleicht auch in Batak. Sicher ist auch, dass ein Massaker an den Christen Bataks stattfand – allerdings nicht angerichtet von osmanischen Truppen, sondern von muslimischen Banden aus umliegenden Dörfern.

In der Geschichtsschreibung hingegen ist Batak ein Symbol des Widerstands. Dort – so der Mythos – harrten Freiheitskämpfer in der Kirche aus, bis sie während einer Feuerpause von den „Türken“ niedergemetzelt wurden. 5000 Männer, Frauen und Kinder sollen gestorben sein. Der Sammelband geht diesen Erzählungen auf den Grund. Dabei ist sein Erkenntnisinteresse nicht, was genau



Martina Baleva und Ulf Brunnbauer (Hrsg.): *Batak als bulgarischer Erinnerungsort.* Sofia: Iztok-Zapad 2007, 158 Seiten, 5,00 €

damals geschah. Doch schon eine Aussage wie die, dass sich die Dorfbewohner damals nicht als Bulgaren empfanden und keineswegs für die bulgarische Nation kämpften, bricht Tabus. Dasselbe gilt für die Analyse, wie Nationalideologen Batak zum Musterbeispiel des Freiheitskampfes umdeuteten.

Den Prozess dieser Umdeutung erzählt der zweisprachige Sammelband spannend und anschaulich. So kennt jeder Bulgare das Gemälde „Das Massaker von Batak“ von Antoni Piotrowski. Ähnliche Berühmtheit erlangten die Fotografien, die mutmaßliche Überlebende zusammengedrängt in einer Kirche zeigen. Die Fotografien sind allerdings kein historisches Dokument, sondern wurden als Bild-

vorlage für den Maler Antoni Piotrowski inszeniert. Bis heute findet man sie in Schulbüchern.

Die herrschende Deutung von Batak, so die Autoren, belaste das Verhältnis der ethnischen Bulgaren zu nichtchristlichen bulgarischen Staatsbürgern. „Dort, wo viele unterschiedliche Ethnien und Religionen über Jahrhunderte hinweg mehr oder weniger friedlich miteinander gelebt hatten, sollten sie sich – dank solcher stereotypischer Darstellungen – von nun her als jahrhundertalte Feinde erinnern.“ Zu einem distanzierten Blick auf die Vergangenheit ist es ein weiter Weg, der von jeder Nation selbst gegangen werden muss. Das Projekt ist ein Schritt in diese Richtung.

Per Tandem durchs Riesenreich

Wohin steuert Russland – und wer steuert es?

Stefan Meister | **Wichtiger als das wenig überraschende Ergebnis der russischen Präsidentschaftswahlen war und ist die Frage, wie es mit Russland weitergeht. Wird sich Dmitrij Medwedew im Tandem mit oder ohne Putin profilieren? Fünf Neuerscheinungen analysieren, wie es um Russland steht und wer die treibenden Kräfte im viel beschworenen „Riesenreich“ sind.**

Manfred Quiring kennt Russland gut. Als Korrespondent der *Berliner Zeitung* seit Anfang der achtziger Jahre immer wieder in Moskau tätig, ist er seit 2002 Auslandskorrespondent der *Berliner Morgenpost* in der russischen Hauptstadt. Mit seinem Buch ver-

sucht er den Wandel Russlands in den vergangenen Jahrzehnten und Jahrhunderten zu beschreiben und praktische Tipps für eine Orientierung im Riesenreich zu geben. Seine Mischung aus Plauderstil, Lebensweisheiten und historischen Fakten wirkt leider

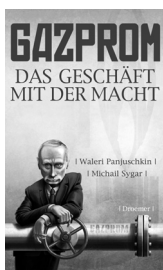


Dr. STEFAN MEISTER, geb. 1975, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter des Programms Russland/Eurasien bei der DGAP.



Manfred Quiring:
*Russland.
Orientierung im
Riesenreich.*
Berlin: Christoph
Links Verlag 2008,
208 Seiten, 16,90 €

immer wieder etwas banal, vor allem, wenn er solche Linien zieht wie: extremes Klima – der Russe wächst über sich hinaus – dies führt zum sowjetischen Sieg im Zweiten Weltkrieg. Da als Quellen vor allem russische Zeitungsartikel dienen, kommt es immer wieder zu ärgerlichen Ungenauigkeiten. So gab es im Jahr 2000 in Russland noch 89 Regionen und nicht 88, wurden in einer anderen Form Präsidentenvertreter unter Boris Jelzin bereits seit 1991 ernannt und nicht erst unter Putin und erfolgte die Ernennung der Gouverneure nicht 2002, sondern erst 2004, nach Beslan. Man mag das als engstirnige Faktenbesessenheit abtun, doch ist es gerade Quiring wichtig, sein historisches Faktenwissen immer wieder unter Beweis zu stellen. In diesem Buch findet sich von allem etwas: die schönen russischen Frauen, der Wodka, die Zurückschlagung der Tataren im Mittelalter, Kosaken, der Zerfall der Sowjetunion, Oligarchen, der Wechsel zu Putin und dann zu Medwedew, Tipps zum Überleben in Moskau. Das plätschert über 200 Seiten vor sich hin und am Ende fragt man sich, wozu dieses Buch? Diese Antwort bleibt Quiring unschuldig.



Waleri Panjuschkin und Michail Sygar:
*Gazprom. Das
Geschäft mit
der Macht.*
München: Droemer
Knaur 2008, 304
Seiten, 16,95 €

„Gas ist eine Waffe. Es brennt, es explodiert, es kann Menschen ersticken“, so der ehemalige Vizevorsitzende von Gazprom, Wjatscheslaw Scheremet. Die beiden Journalisten der angesehenen russischen Tageszeitung *Kommersant* Waleri Panjuschkin und Michail Sygar versuchen in ihrem Buch, dem russischen Gas und insbesondere dem Konzern dahinter auf die Spur zu kommen. Sie beschreiben sehr anschaulich, wie sich das Unternehmen vom Ministerium für Gas-

industrie der Sowjetunion zu einem Weltkonzern entwickelt hat. Die zentrale Figur in diesem Transformationsprozesses war Viktor Tschernomyrdin, der letzte sowjetische Minister für die Gasindustrie. Er setzte noch vor der Auflösung der Sowjetunion die Umwandlung seines Ministeriums in einen Staatskonzern durch und schuf damit Strukturen, welche die „wilden“ neunziger Jahre überstanden. Wie eng das Unternehmen mit der Politik verbunden ist, zeigte die Ernennung von Tschernomyrdin zum Ministerpräsidenten im Dezember 1992. Zur Unterstützung des Wahlkampfs von Boris Jelzin 1996 gründete Gazprom eine Medien-Holding, zur der heute eine Vielzahl wichtiger Tageszeitungen gehört.

Die Autoren machen deutlich, wie mit Hilfe von Gazprom der kritische Fernsehsender NTW auf Linie gebracht wurde, wie wichtige Gefolgsleute von Putin das Unternehmen übernahmen und bis Anfang 2003 wieder unter vollständige staatliche Kontrolle brachten. Danach wurden die Gaspreise für die Ukraine und Weißrussland angehoben und zur Sicherung der eigenen Lieferungen versucht, das zentralasiatische Gas unter Kontrolle zu bringen. Gas wurde so zu einem wichtigen außenpolitischen Instrument des Kremls.

Ein Beispiel dafür ist die North-Stream-Pipeline, die sich laut Aussage von Gazprom-Vertretern eher politisch als ökonomisch rechnet. Die Autoren führten zahlreiche Interviews mit Schlüsselpersonen von und um Gazprom, was ihr Buch zu einer wichtigen Quelle macht. Panjuschkin und Sygar ist es gelungen, dem Leser das Funktionieren dieses besonderen

Unternehmens verständlicher zu machen und die Vermischung von Politik und Wirtschaft in Russland zu veranschaulichen. Dass sie dabei hin und wieder etwas übertriebene Ehrfurcht vor wichtigen Persönlichkeiten an den Tag legen, schmälert diese Bewertung nur unwesentlich.

Unter Putin hat sich Russland grundlegend verändert: Systematisch werden die Meinungs- und Pressefreiheit eingeschränkt, Oppositionelle niedergeknüppelt, Kritiker dieser Politik wie Anna Politkovskaja und Alexander Litwinenko ermordet, post-sowjetische Staaten wirtschaftlich und politisch unter Druck gesetzt, es wird militärisch aufgerüstet und erfolgt eine gefährliche Glorifizierung der Sowjetunion. Geführt von ehemaligen KGB-Offizieren kehrt Russland zu sowjetischen Verhaltensmustern zurück und negiert westliche Werte wie Freiheit und Demokratie. Der Westen ignoriert diese Entwicklung, da er mit sich selbst sowie mit dem Kampf gegen den Terror beschäftigt ist.

Edward Lucas geht sogar so weit und vergleicht die Appeasement-Politik des Westens gegenüber Hitlerdeutschland mit der heutigen zögerlichen Haltung des Westens gegenüber verbalen Ausfällen Moskaus. Seine These lautet: Russland und der Westen befinden sich bereits in einem „neuen Kalten Krieg“, nur hat das der Westen noch nicht bemerkt. Die Ziele Russlands bleiben die gleichen, nur sind die Methoden von Unterdrückung und Propaganda subtiler geworden. Moskau baut gezielt seine Vormachtstellung im Energiebereich aus und bringt westliche Staaten, allen voran Deutschland, in seine Abhängigkeit.

Viele Argumente von Lucas sind richtig und wichtig, jedoch kommt immer wieder das Gefühl auf, er sieht das, was er sehen will und interpretiert die Ereignisse durch die Brille des Kalten Krieges. Dabei kommt ihm immer wieder die Objektivität abhanden. Wie etwa, wenn er als Quelle für die Behauptung, dass der russische Geheimdienst FSB hinter den Anschlägen auf Moskauer Hochhäuser 1999 steckte, ein von Boris Beresowskij finanziertes und von Litwinenko verfasstes Buch angibt. Oder aber, wenn er die gewagte These äußert, der Umfang von Russlands heutigem Spionageapparat übersteige den zu Zeiten des Kalten Krieges. Wenn er die Rolle des Staates in Russland und im Westen vergleicht, dann schwingt mit, dass sich Lucas darüber ärgert, dass Russland nicht so ist, wie er es sich wünscht. Dieser Stil schadet der Glaubwürdigkeit des Buches.

Auch Thomas Roth nutzt die Gunst der Stunde und bringt sein neues Russland-Buch auf der Höhe der öffentlichen Aufmerksamkeit auf den Markt. Roth will nicht in erster Linie die aktuelle politische Konstellation in Russland analysieren. Er zeigt uns ein anderes Russland, das von Menschen in der Provinz, von den Redakteuren der *Nowaja Gazeta* oder von russischen Geistlichen, die die Aura des 19. Jahrhunderts ausstrahlen. Natürlich schreibt er auch über das System Putin, die Wahlfarce um Medwedew, über NTW und Beresowskij, über die Kursk oder Tschetschenien. Aber viel eindrucksvoller sind seine Erlebnisse mit einem russischen Verkehrspolizisten oder ein Interview, das er mit Wladimir Putin 2001 geführt hat.



Edward Lucas:
Der Kalte Krieg des Kreml. Wie das Putin-System Russland und den Westen bedroht.
München: Riemann
2008, 416 Seiten,
19,00 €



Thomas Roth:
Russland. Das wahre Gesicht einer Weltmacht.
München: Piper
2008, 336 Seiten,
19,90 €



Boris Reitschuster:
Der neue Herr im Kreml? Dmitrij Medwedew.
 Berlin: Econ 2008,
 256 Seiten, 16,90 €

Es ist vor allem ein Buch über Thomas Roth und seine Erlebnisse, sein Bild von Russland. Dabei hat man zuweilen das Gefühl, ein Drehbuch in der Hand zu halten, das eindrucksvolle Bilder, aber auch Klischees von Russland liefert. Trotzdem kommt der Autor immer wieder dem Geheimnis dieses Landes fernab der politischen Analyse nahe: Russland befindet sich irgendwo zwischen harter politischer Realität, die mit Demokratie nicht viel zu tun hat, und den Menschen, die trotzdem darin leben und an dieses Land glauben. Thomas Roth hat sie getroffen.

Kaum ist Dmitrij Medwedew zum neuen russischen Präsidenten gewählt worden, da erscheint bereits die erste Biografie des neuen Herren im Kreml. Boris Reitschuster kam dabei entgegen, dass bereits Wochen vor der Wahl klar war, wer das oberste Amt im Staat einnehmen würde. Doch dieses Buch ist mehr als eine biografische Abhandlung. Es beschreibt sehr anschaulich, wie die verschiedenen Clans im Kreml um die Nachfolge von Putin im Vorfeld der Wahl gekämpft haben und sich der amtierende Präsident letztlich für den loyalsten und scheinbar schwächsten Kandidaten entschieden hat. Somit ist es vor allem ein Buch über das System Putin, ein Blick hinter die Propagandafassade der Politiktechnologen.

Die enge Verbindung des Aufstiegs von Medwedew und Putin über den Petersburger Reformbürgermeister Sobtschak hat dazu geführt, dass Putin kurz nach seiner Ernennung zum Ministerpräsidenten 1999 Medwedew nach Moskau holte. Medwedew leitete seinen Wahlkampf 2000, wurde nach dem Sieg erster Vize im Präsidialamt und Aufsichtsratsvorsitzender von Gazprom. Wie Reitschuster treffend beschreibt, ist zwar Medwedew Teil des nicht zum Geheimdienst gehörenden Kreises der Nomenklatura, aber trotzdem ein Kind des Systems. Damit hat er in wesentlichem Maße Entscheidungen der Regierung Putin wie die Zerschlagung von Media-Most oder die Verhaftung und Verurteilung von Michail Chodorkowskij mitgetragen, wenn nicht mitgeprägt.

Dennoch setzt er eigene Akzente. So hat Medwedew auf dem Krasnojarsker Wirtschaftsforum unabhängige Medien, Kampf gegen Korruption und gegen Rechtsnihilismus gefordert. Diesen Gegensatz kann auch Reitschuster nicht auflösen: Ist der „Liberale“ Medwedew doch nur ein Geschöpf der Kreml-Administration oder hat er ein eigenes Wertesystem, mit dem er sich von Putin emanzipieren könnte? Die kommenden Monate werden es zeigen.

Kein Weltkrieg um Öl und Gas

Christiane Grefe und Harald Schumann glauben an die Entwicklung einer friedvollen Weltgesellschaft – mit Europa als Schrittmacher

Thomas Speckmann | Der gegenwärtige Wettlauf um Ressourcen und Einflussphären erinnert an das „Great Game“ zu Zeiten des ersten Globalisierungsbooms am Beginn des 20. Jahrhunderts. Ihm folgten zwei Weltkriege und unzählige regionale Konflikte. Wiederholt sich die Geschichte? Zwei Redakteure von *ZEIT* und *Tagesspiegel* bezweifeln das.

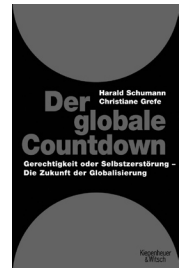
„Während des Zweiten Weltkriegs haben die Leute auch nicht über die wirtschaftlichen Folgen lamentiert.“ Dieser Satz, entnommen einer fiktiven Krisensitzung des US-Kabinetts während eines Planspiels der von amerikanischen Unternehmern und ehemaligen Militärs gegründeten Aktionsgruppe „Securing Americas Future Energy“, wirft die Frage auf, ob es trotz der wirtschaftlichen Verflechtung durch die Globalisierung in den kommenden Jahren oder Jahrzehnten einen Krieg um Öl und Gas zwischen den Weltmächten geben wird.

Doch die Journalisten Christiane Grefe und Harald Schumann glauben nicht an einen Kampf chinesischer, indischer und amerikanischer Truppen um die fossilen Energieressourcen der Welt. Denn die viel beschworenen Schreckensszenarien enthalten einen grundlegenden Widerspruch: Würde es je zu einer militärischen Konfrontation kommen, wäre das Hauptziel, die uneingeschränkte Kontrolle über die Ressourcen, schon nicht mehr erreichbar, bevor der erste Schuss fiel. Der globale Ölmarkt und mit ihm das System der globalen Arbeitsteilung würden zusammenbrechen. Die Transportmaschinerie der Weltwirt-

schaft wäre nicht mehr sicher. Investitionen im Wert von Tausenden Milliarden Dollar würden wertlos. Kurz: Der Wohlstand wäre schon verloren, bevor er „verteidigt“ werden könnte.

Daher prophezeien Grefe und Schumann, dass der Ölmangel die Importeure in Europa, Asien und Amerika auf Dauer eher zur Zusammenarbeit zwingt, als dass Kriege eine ernsthaft erwogene Option werden. Schon heute gibt es mehr Kooperation als Alleingänge, da ein Vorgehen wie im Kolonialismus früherer Jahrhunderte keinen langfristigen Erfolg verspricht. So arbeiten Chinas Energieunternehmen bei fast 300 Projekten mit internationalen Partnern wie British Petroleum, dem US-Konzern Exxon, der französischen Total und Petronas in Malaysia zusammen. Zugleich haben China und Indien begonnen, bei Ausschreibungen von Ölbohrlizenzen gemeinsam zu bieten, um teure Preiskämpfe zu vermeiden.

Doch dieses System kann nach der Analyse von Grefe und Schumann nur stabil bleiben, wenn es gelingt, die gegenwärtigen Herausforderungen gleichzeitig zu bewältigen: die Bändigung der globalisierten Finanzindustrie, die Überwindung der Massenar-



Harald Schumann und Christiane Grefe: *Der globale Countdown. Gerechtigkeit oder Selbstzerstörung – Die Zukunft der Globalisierung.* Köln: Kiepenheuer & Witsch 2008. 458 Seiten, 19,95 €

mut in den Entwicklungsländern und der sozialen Spaltung in der Wohlstandszone sowie die Ersetzung der fossilen und nuklearen Ressourcen durch erneuerbare Energien.

Greife und Schumann verschweigen nicht, dass diese Ziele derzeit weit entfernt, wenn nicht sogar unerreichbar erscheinen. Doch dieser Eindruck könnte täuschen. Denn die Menschheit hat auf ihrem Weg zu einer Weltgesellschaft, die diesen Namen auch verdient, bereits erhebliche Fortschritte erzielt: Durch die Integration der Schwellenländer in die Weltmärkte sind allein zwischen 1999 und 2004 nach Berechnungen der Weltbank rund 135 Millionen Menschen der absoluten Armut entkommen. Und diese Zahl hat sich seitdem vermutlich noch einmal verdoppelt. Zugleich erreicht der Bildungsfortschritt immer größere Teile der Weltbevölkerung. War 1975 noch etwa ein Viertel aller Menschen im Alter von 15 bis 25 Jahren Analphabeten, so ist ihr Anteil seitdem auf inzwischen gut zehn Prozent gesunken.

Um diese positiven Trends nicht abreißen zu lassen, plädieren die Autoren für eine stärkere Rolle Europas in der globalisierten Welt. Den alten und kommenden Supermächten USA, Russland und China werfen sie vor, sich weiterhin am Konzept nationaler Souveränität und militärischer Machtssicherung zu orientieren. Daher obliegt in ihren Augen den Europäern die Aufgabe, die globale Kooperation gegen die heraufziehenden Weltkrisen

voranzutreiben. Schließlich verfügt Europa über Erfahrungen und Fähigkeiten, die es von allen anderen Akteuren in der globalen Arena unterscheidet: Die Mitglieder der EU haben viele der schwierigen Anpassungsprozesse bereits hinter sich, die das Zusammenwachsen der Menschheit früher oder später von allen Nationen erzwingen wird.

Da bleibt nur zu hoffen, dass Europa der von Greife und Schumann zugeordneten Rolle auch gerecht wird. Denn in den internationalen Krisen der letzten Jahre, ob kriegerischer oder wirtschaftlicher Art, haben die Europäer dies nur selten vermocht. Ohne Amerika – das zeigt ein Blick auf den Balkan, an den Hindukusch, nach Afrika und in den Nahen Osten – ist Europa in den Krisengebieten der Welt ähnlich machtlos wie Washington ohne Unterstützung aus Brüssel. Die Gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik der EU existiert bisher nur auf dem Papier. Denn nationalstaatliches Denken und entsprechende Alleingänge sind nicht allein in Amerika und Asien weit verbreitet. Das erste Amtsjahr von Frankreichs neuem Präsidenten Nicolas Sarkozy hat das wieder einmal gezeigt – leider.

Dr. Thomas Speckmann, geb. 1974, Historiker und Politikwissenschaftler, ist Referent in der Staatskanzlei des Landes Nordrhein-Westfalen und Lehrbeauftragter am Institut für Politische Wissenschaft und Soziologie der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn.